

medienphilosophischen Zugänge zu den Begriffen Medium und Medialität in den 22 Beiträgen des vorliegenden Bandes sind. Gerade durch die polyperspektivische Auseinandersetzung mit dem Denken eines „medial turn“ in der Philosophie, die von der „Überkomplexität alltäglicher Medienphänomene“ (Giesecke, S. 38) ausgeht, gelingt es, Rortys Pendel neu in Schwung bringen: Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Tilman Lang

**Nicole Zillien**

### **Digitale Ungleichheit**

Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft

Wiesbaden: VS, 2006. – 268 S.

ISBN 978-3-531-15327-8

Es ist keine zehn Jahre her, da erregte die vermeintliche digitale Spaltung der (Informations-) Gesellschaft beträchtliches öffentliches Aufsehen, und die mächtigsten Männer und Frauen dieser Welt zeigten sich fest entschlossen, der drohenden Gefahr mit geeigneten Maßnahmen die Stirn zu bieten. Bekanntlich verebbte das Interesse der Öffentlichkeit an diesem Thema ebenso rasch wie der präventive Tatendrang der Politik. Weitaus nachhaltigere Spuren hat diese Aufregung der späten 90er dagegen in der Sozialwissenschaft hinterlassen, wo die Frage der digitalen Spaltung bis heute auf reges Forschungsinteresse stößt.

Die von Nicole Zillien im VS-Verlag unter dem Titel „Digitale Ungleichheit“ publizierte Untersuchung ist nicht nur ein Beweis für die Vitalität dieses Forschungsbereiches, sondern belegt zudem dessen Emanzipation von den meist fragwürdigen Implikationen und verkürzten Prämissen des politischen Steuerungsdiskurses. Während sich entsprechende Vorgängerstudien noch mit großem Aufwand zu diesem Diskurs ins Verhältnis setzten, entscheidet sich Zillien für die Herleitung ihres Forschungsproblems aus einem theoretischen und damit forschungsinternen Entdeckungszusammenhang und wird dabei in der soziologisch orientierten Ungleichheitsforschung fündig. Genauer gesagt: in der dort stattfindenden Auseinandersetzung zwischen dem traditionellen Kohärenzparadigma einerseits, das die Ursachen sozialer Ungleichheiten in

der prägenden Kraft vertikaler Strukturen in Gestalt von Klassen und Schichten sieht, und dem Differenzierungsparadigma andererseits, das ausgehend von aktuellen Entstrukturierungsprozessen seine Aufmerksamkeit eher auf neu entstehende horizontale Konfiguration in Form von Lebensstilen oder Milieus richtet. Bereits mit der Wahl des Untertitels macht die Autorin aus ihrer Skepsis gegenüber einem vorschnellen Abschied vom Kohärenzparadigma kein Geheimnis und widmet ihre Studie der Frage, inwiefern die soziale Schichtung als das klassische Strukturierungskriterium der Industriegesellschaft auch zur Erklärung von neuen Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft herangezogen werden kann.

Unter der Annahme, dass digitale Technologien in diesem neuen Gesellschaftstyp den Status einer zentralen Ressource einnehmen, liegt es nahe, die differentielle Teilhabe an dieser Ressource als Testfeld zu betrachten und in theoretischer Hinsicht auf die kommunikationswissenschaftliche Forschung zur digitalen Spaltung und die ihr vorausgehende Wissenskulturforschung Bezug zu nehmen. Die systematische und sehr gut strukturierte Auseinandersetzung mit diesen beiden Ansätzen führt die Autorin in einem ersten Schritt zu einem Problemverständnis, das digitale Ungleichheiten als Ergebnis eines mehrstufigen und kumulativen Prozesses begreift, der die folgenden fünf Dimensionen umfasst: die erwarteten Gratifikationen der Internetnutzung, den technologischen Zugang, die Nutzungsart des Internets, die digitalen Kompetenzen und die Auswirkungen der Internetnutzung. Davon ausgehend entwickelt die Autorin in einem zweiten Schritt ein soziologisches Modell zur Erklärung digitaler Ungleichheiten, das sich neben dem Ziel, die genannten Elemente zu integrieren, insbesondere dem Anspruch verpflichtet fühlt, Prozesse auf der Makro- und auf der Mikroebene logisch miteinander zu verknüpfen.

Der durch dieses Modell implizierten Komplexität kann und will die anschließende empirische Analyse nicht gerecht werden. Stattdessen beschränkt sie sich auf die Überprüfung der sog. Brückenhypothese, „nach der diejenigen, die in hohem Maße über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital verfügen, das Internet in einer anderen Art und Weise wahrnehmen und nutzen als schlechter positionierte Akteure dies tun“ (S. 143). Der Hypothesentest

erfolgt als sekundäranalytische Auswertung der Allensbacher Computer- und Technikanalyse (ACTA) 2004 in drei aufeinander aufbauenden bi- und multivariaten Analyseschritten. Geprüft wird dabei der Einfluss des sozialen Status auf verschiedene Dimensionen des Internetzugangs, der digitalen Kompetenzen und der gesuchten und erhaltenen Gratifikationen der Internetnutzung. Der überwiegende Teil der dabei gewonnenen Befunde lässt sich als Konfirmation der Brückenhypothese und damit indirekt auch als Untermauerung der theoretischen Positionen des Kohärenzparadigmas interpretieren. Unabhängig davon, welche der drei Dimensionen betrachtet wird, erweist sich der soziale Status als prägender und eigenständiger Differenzierungsfaktor. Dieser Zusammenhang ist selbst dann signifikant, wenn etwa bei den Variablen der Internetnutzung der Einfluss von Zugang und Kompetenzen kontrolliert wird, womit einmal mehr deutlich wird, dass statusabhängige Ungleichheiten selbst dann zu erwarten sind, wenn das politische Nahziel eines Internetzugangs für alle erreicht werden könnte.

Beurteilt man die Befunde der Studie vor dem Hintergrund des empirischen Ertrags der Digital-Divide-Forschung, dann kann ihnen schon deshalb eine hohe Plausibilität zugesprochen werden, weil sie für die aktuelle Situation in Deutschland das bestätigen, was bereits aus anderen Ländern bekannt und umfassend dokumentiert ist. Weniger plausibel ist dagegen die auch in vielen vergleichbaren Studien beobachtbare inflationäre Deutung jeglicher Disparitäten im Zugang und in der Verwendung des Internets als Ausdruck sozialer Ungleichheiten. Man muss hierzu nicht zwingend die Auswirkungen der differenziellen Nutzung untersuchen, wie es in dem von der Autorin entwickelten Theoriemodell eigentlich vorgesehen ist. Ein selektiverer Umgang mit der zweifelsohne verführerischen Variablenvielfalt der ACTA-Studie und eine theoriegeleitete Auswahl und Operationalisierung von wenigen, dafür aber validen und mit Blick auf soziale Benachteiligungen aussagekräftigen Indikatoren hätten nicht nur die einzelnen Auswertungsschritte, sondern auch die vorgenommenen Dateninterpretationen intersubjektiv nachvollziehbarer und stringenter gemacht. Von dieser Kritik einmal abgesehen ist das Buch insbesondere, aber längst nicht nur jenen zu empfehlen, die – warum auch im-

mer – davon ausgegangen sind, dass der Kampf gegen die digitale Spaltung seinerzeit siegreich beendet wurde.

Mirko Marr

**Werner Wirth / Hans-Jörg Stiehler / Carsten Wünsch (Hrsg.)**

### **Dynamisch-transaktional denken**

Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft

Festschrift für Werner Früh

Köln: Herbert von Halem, 2007. – 278 S.

ISBN 978-3-938258-03-3

Da es sich um die Rezension einer Festschrift handelt, die das Lebenswerk des zu Feiernden auf seine Essenz hin befragt, die zurückschaut und Wirkungen ausmacht, sei zu Beginn eine Anekdote erlaubt. Im Seminar zu Theorien der Fernsehunterhaltung der Rezensentin in Salzburg, in dem die TDU (Triadisch-Dynamische Unterhaltungstheorie) vorgestellt und diskutiert wurde, „outete“ sich ein Student, nachdem er sich ausführlich mit dem DTA und der TDU befasst hatte, ganz emphatisch nach seinem Referat: „Ich bin Fan von Werner Früh geworden“. Die hohe Komplexität des DTA hatte seine Faszination ausgelöst und ihn mit Forschergeist infiziert – ein Sieg von Werner Früh bei einem Studenten, der ihn durch Teile seines Werkes kennen gelernt und begeistert hat.

Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft: Das vorliegende Buch trägt keinen bescheidenen Untertitel; er evoziert vielmehr den Gedanken, das Werk lege in der nicht eben an einem eigenständigen Theoriefundes reichen Kommunikationswissenschaft gleich beides vor, eine theoretische Fundierung und, darauf aufbauend, Überlegungen zu einer entsprechenden empirischen Modellierung der Erforschung kommunikationswissenschaftlicher Gegenstände. Zumeist bedient sich die Kommunikationswissenschaft zur Absicherung ihrer empirischen Studien eines Theorienimports aus eng verwandten Nachbardisziplinen, wie etwa der Soziologie, der Psychologie, der Erziehungswissenschaft oder auch aus der Politik- und Wirtschaftswissenschaft.

Als sozialwissenschaftlich fundierte, im Verhältnis etwa zur Philosophie, der Jurisprudenz oder der Theologie noch recht junge wissen-